Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Vom Hohenstaufen zum Hohenzollern : eine Fußwandrung : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Visual Library

In seinem Buche „Graf Bismarck und seine Leute" verzeichnet Moritz Busch unter dem 5. Dezember 1870 in Versailles nachstehende Äußerungen Bismarcks über Varnhagen von Ense und dessen „Tagebücher" (Ausgabe von 1884, II. Band, Seite 79):

— — „Das hinderte nicht, daß er (Alexander von Humboldt) hernach mit Varnhagen über den Hof räsonnierte und allerlei schlechte Geschichten von ihm erzählte. Varnhagen hat dann Bücher daraus gemacht, die ich mir auch gekauft habe. Sie sind erschrecklich teuer, wenn man die paar Zeilen bedenkt, die eins großgedruckt auf der Seite hat."

Keudell meinte, aber für die Geschichte wären sie doch nicht zu entbehren.

„Ja — erwiderte der Chef —, in gewissem Sinne. Im einzelnen sind sie nicht viel wert, aber als Ganzes sind sie der Ausdruck der Berliner Säure in einer Zeit, wo es nichts gab. Da redete alle Welt mit dieser malitiösen Impotenz!" — „Es war eine Welt, die man sich ohne solche Bücher jetzt gar nicht mehr vorstellen kann, wenn man sie nicht selber gesehen hat. Viel auswendig, nichts Ordentliches inwendig."

Georg Böttticher

Vom Hohenstaufen zum Hohenzollern

Eine Fußwandrung

(Schluß)

Wenn man das Steinlachtal aufwärts von Tübingen zum Hohenzollern wandert, ist es nicht ohne Interesse, sich zu erinnern, daß dies die alte Heerstraße nach der Schweiz ist, die vor hundert Jahren auch Goethe einschlug, und über die er in seiner „Reise in die Schweiz" manche scharfen, auch jetzt zum Teil noch zutreffenden Bemerkungen niedergelegt hat. Als er die Grenze von Württemberg und Hohenzollern überschreitet, erkennt er das alsbald an der großen Verschlechterung der Wege; tatsächlich ist damals und auch noch lange nachher die Verwaltung in Württemberg viel besser gewesen, jetzt ist ein Unterschied nicht mehr bemerkbar. Auch Goethe findet das Landschaftsbild, das der Hohenzollern mit seiner nächsten Umgebung bietet, entzückend; man gewinnt den Überblick verhältnismäßig spät, erst von der letzten Anhöhe von Hechingen, mit der Bahn kommend erst unmittelbar vor der Einfahrt in den Bahnhof. Um so mächtiger und überraschender ist dann aber der Eindruck. Zur Linken zieht sich waldbewachsen der Höhenzug der Alb; im Vordergrunde liegt, sich an einem Abhang hinaufziehend, freundlich die alte Stadt Hechingen mit dem eigentümlichen Turmhelm ihrer Pfarrkirche, und dahinter schließt das Bild ganz freistehend der sich auf breiter Basis schlank aufbauende Kegel des Hohenzollern, gekrönt von seiner prächtigen, turmreichen Burg. Charakteristisch und reizvoll für das Bild ist auch das Kirchlein Mariazell, das in dem Sattel zwischen dem Zollern und dem Gebirgsstock mit seinen hellen Wänden gar

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

freundlich aus dem Waldesgrün herausleuchtet. Auf dem Wege durch die Stadt findet man auf der Starzelbrücke einen heiligen Nepomuk, der schon Goethe darüber beruhigte, daß ihn auf dem schlechten Wege kein Unfall treffen werde. Sodann rühmt auch Goethe, allerdings mit einem scharfen Seitenhieb, die hellen, lichten Verhältnisse der Pfarrkirche, sodaß sich ein kurzer Besuch wohl lohnt. Das merkwürdigste darin ist eine Reliefgrabplatte des Grafen Eitelfriedrich des Zweiten und seiner Gemahlin Magdalene von Brandenburg, ein hervorragendes Kunstwerk des Nürnberger Meisters Peter Vischer. Ursprünglich war es die obere Platte eines großen Grabmonuments, das mitten im Chor stand und von acht Engeln flankiert wurde, deren schöne Ausführung in den Chroniken besonders gerühmt wird. Später wurde es, Platz zu gewinnen, abgebrochen, und die Platte in die Seitenwand der Kirche eingelassen; die Engel aber wurden zu Leuchtern umgegossen. Wieviele solcher Leuchter man wohl jetzt für einen dieser Engel bekäme, wenn sie erhalten geblieben wären?

Von Hechingen führt ein angenehmer Fußweg über die Heilige Kreuzkapelle direkt durch den Wald zur Spitze des Zollern. Auf dem Wege ist es eigentümlich, zu beobachten, wie sich die Burg, die zunächst so zierlich von oben herabschaut, allmählich reckt und dann mächtig in die Höhe wächst, je mehr man sich ihr nähert, bis man dann endlich vor ihrem Eingang steht, dem Adlertor. Kraftvoll und stolz baut es sich auf; die Füllung des gotischen Spitzbogens ziert ein Reliefreiterbild des Kurfürsten Friedrich des Ersten von Brandenburg; hoch darüber prangt der preußische Adler mit dem von Friedrich Wilhelm dem Vierten stammenden Wahrspruch: Vom Fels zum Meer. Der Spruch zeigt nicht nur den Weg, den die Herrschaft der Hohenzollern gegangen ist, sondern auch die wesentlichste Grundlage ihrer Macht: Festhalten an dem Fels der Heimat — und doch auch das Hinausstreben bis an und über das Meer. Friedrich Wilhelm der Vierte ist es auch, dem die Burg ihren Wiederaufbau verdankt; schon als Kronprinz hatte er sie im Jahre 1819 besucht und sich lebhaft für die Wiederherstellung interessiert. Aber erst im Jahre 1850 konnte mit dem Bau begonnen werden, der im Äußern 1858, im Innern erst 1867 vollendet worden ist.

Wenn man das Tor durchschritten hat, steigt man schon innerhalb der Festungsmauer auf einem äußerst kunstreich angelegten Wege in vier Windungen noch zwanzig Meter höher zur eigentlichen Spitze und gelangt zunächst zu dem äußern Schloßumgange, der dem alten Grundriß entsprechend von sieben Bastionen flankiert wird und mit einigen alten Geschützen, darunter auch einer französischen Mitrailleuse, ausgerüstet ist. Von ihm aus hat man einen herrlichen Rundblick auf die Alb und weit über das fruchtbare Hügelland mit seinen unzähligen Ortschaften, die alle gar hell und freundlich aus ihrer grünen Umgebung heraufwinken. Dann aber wenden wir uns dem prächtigen Schloßbau selbst zu, der nicht nur durch seinen Namen und seine Lage unser Interesse ganz in Anspruch nimmt, sondern in seiner Ausführung auch wirklich ein Meisterwerk darstellt. Er ist im gotischen Stile nach den Formen des vierzehnten Jahrhunderts errichtet und wird auch dem kritischen Auge wohl gefallen. Der Grundriß entspricht der alten Form eines Hufeisens mit Flügeln

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

verschiedner Länge. Der nördliche größere Flügel beginnt mit der evangelischen Kapelle, daran schließt sich das Wehrhaus mit den Wohnräumen für die Besatzung. Dann folgt der eigentliche Schloßbau, zu dem aus dem Hofe eine besondre breite Freitreppe führt. Man betritt zunächst einen Vorraum, die Stammbaumhalle, deren Bemalung die Verzweigung des Hauses mit den verschiednen Verwandtschaften und das Wachstum seines Besitzes darstellt: „Jahr und Namen, da Land und Leut' an Zollern kamen," wie die Inschrift besagt. Es folgt dann der Festraum, der sogenannte Grafensaal, der mit seinen Säulen von rotem Marmor, dem schönen Spitzbogengewölbe und der reichen Goldverzierung einen überaus prunkvollen Eindruck macht. Mit ihm hängen zusammen zwei Hallen, Teile der gleichnamigen Türme, die sich über ihnen erheben: die Kaiserhalle mit den Bildnissen der deutschen Kaiser, die dem Hause der Zollern nahe standen, und die Bischofshalle mit zwei Statuen und 27 Wandbildern berühmter Kirchenfürsten, die aus dem Geschlecht der Hohenzollern hervorgegangen sind. Von dem Grafensaal gelangt man in die Bibliothek, die mit reizenden Fresken aus der hohenzollerischen Geschichte geziert ist. So ist die Sage dargestellt, wie Engel das Kirchlein Mariazell an seine so schön liegende Stelle tragen. Zwei Bilder erzählen von der Belagerung und der Zerstörung der Burg im Jahre 1423, als Graf Friedrich, genannt der Öttinger, sie beherrschte. Es war ein gewalttätiger, streitsüchtiger Herr, der mit allen seinen Nachbarn, sogar mit dem eignen Bruder, in steter Fehde lag, bis sich seine Gegner, hauptsächlich die schwäbischen Städte, unter Führung seiner erbittertsten Feindin, der Gräfin Henriette von Württemberg, zusammentaten und sich durch die Zerstörung der Burg Frieden verschafften. Nur einer war der wilde Graf zugetan, einem Mädchen aus dem Steinlachtal, und die sehen wir auf dem ersten Bilde, wie sie als weiße Frau verkleidet in der hohen, schlanken Gestalt, die noch jetzt den wohlgebildeten Bewohnern des Steinlachtals eigen ist, furchtlos und unbehelligt durch die erschrocknen Wachen der Belagerer geht und dem Grafen Wundsalben und Pulver zuträgt. Das zweite Bild zeigt uns den kraftvollen Öttinger selbst, wie er sich auf seinem Streitroß durch die Reihen des Feindes durchschlägt, um für die bedrängte Burg Hilfe herbeizuholen. Die fand er aber nirgends, sodaß die Verteidiger, es waren nur noch 32 übrig geblieben, von Hunger völlig entkräftet, endlich die Burg übergeben mußten, die dann gründlich zerstört wurde. Obwohl nun Kaiser Sigismund wiederholt das Verbot erlassen hatte, die Burg je wieder aufzubauen, gelang doch schon nach 31 Jahren, 1454, dem Grafen Jos Niklas die Wiederaufrichtung, mit der Hilfe der fränkischen und der brandenburgischen Verwandten, die, wie ein weiteres Bild zeigt, mit starker Macht herbeigeeilt waren, um den Bau zu schützen. Das letzte Bild zeigt dann den Besuch des Kaisers Friedrich des Dritten, der mit seiner schönen portugiesischen Gemahlin der Einweihung des Neubaus beiwohnte.

An die Bibliothek stößt der Markgrafenturm mit den einfach gehaltnen Wohnräumen des Kaisers, an die sich dann im südlichen Flügel die reich und geschmackvoll eingerichteten Gemächer der Kaiserin anschließen. In dem Stockwerk darüber liegen die fürstlichen Wohnräume. Dieser Flügel heißt der Michaelsbau und trägt auch äußerlich das Erzstandbild des Erzengels Michael.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Den Schluß des südlichen Flügels bildet sodann der älteste Teil der Burg, die katholische Michaelskapelle mit uralten Steinskulpturen, alten Glasfenstern und andern interessanten Denkzeichen. An sie stößt, den östlichen Teil der Bergspitze einnehmend, der Burggarten mit dem Erzstandbild Friedrich Wilhelms des Vierten. Treten wir dann in den innern Schloßhof zurück, so verdient die alte prächtige Linde, die ihn ziert, noch einen Blick; unter ihr stand Friedrich Wilhelm, als er 1851 die Huldigung der Hohenzollerischen Lande entgegennahm, und deshalb heißt sie seither die Königslinde. Selbst noch aus alter Zeit stammend, ist sie in dem neuen Schloßbau gewissermaßen ein Wahrzeichen, daß der alte Hohenzollernstamm noch kräftig weiter grünt und seine Äste immer noch weiter ausdehnt.

Erzählt uns so die Burg vieles aus der Geschichte der Zollern, so ist doch manches in dieser noch dunkel, wie z. B. die Zeit ihrer Erbauung. Man nimmt sie an um das Jahr 1000, als die edeln Geschlechter des Landes allgemein ihre Sitze auf die Berghöhen verlegten. Urkundlich genannt werden zuerst im Jahre 1061 zwei Grafen de Zolorin, die in einem anscheinend siegreichen Kampf um die Burg gefallen sind. Sodann wird 1095 ein Zoller als Stifter des Klosters Alpirsbach im Schwarzwald genannt. Zollre oder Zolr bleibt dann der Name, und gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts kommt der Name: Von der Hochen Zolr und dann Hohenzoller auf. Noch unsichrer ist die Frage, wo der ursprüngliche Edelhof des Geschlechts gestanden hat; sicher ist nur, daß das nicht in dem jetzigen Hohenzollern war. Die Stadt Hechingen am Fuße des Zollerberges ist älter als die Burg und die Herrschaft der Zollern dort; sie wird schon 786 erwähnt, wo sie zeitweise in den Besitz des Klosters St. Gallen überging. Am frühesten nachgewiesen ist die Herrschaft der Zollern in der Gegend von Balingen im Scherragau, dessen Grafen sie also gewesen sind; es hat auch später noch längere Zeit eine Linie Hohenzollern-Balingen bestanden, die 1403 ausstarb, nachdem der Letzte der Linie die Grafschaft an Württemberg verkauft hatte. Deshalb ist neuerdings die Vermutung aufgestellt worden, die in der Tat eine große Wahrscheinlichkeit für sich hat, daß die Schalksburg der älteste Stammsitz der Zollern war, und sie also der Familie der Burkhardinge angehören, die dort als Grafen des Scherragaues hausten und zeitweilig auch die Herzogswürde in Schwaben hatten. Dafür spricht besonders auch die Tatsache, daß nachweisbar das Kloster Reichenau mit den Herren der Schalksburg in nahen Verbindungen stand, die nachher auf die Grafen der Zollernburg übergingen. Es lohnt sich deshalb nicht nur geschichtlich sondern auch landschaftlich ein Besuch der Ruine Schalksburg sehr, sowie auch des nahe liegenden kleinen Ortes Burgfelden mit seiner Kirche, die ebenso wie die darin neuerdings entdeckten Fresken ein sehr hohes Alter aufweist, und in der man die älteste Grabstätte der Burkhardinge und der spätern Zollern sehen will.

Bietet also das Land durch seine Schönheit und durch seine Geschichte jedem Besucher mannigfaltige Anregung, so hat es gerade für den Norddeutschen auch viel Reiz, die Bevölkerung in ihrer Art kennen zu lernen; denn diese ist ja ein echter deutscher Stamm, der vielfach bestimmend in die deutsche Geschichte eingegriffen und sein eigenstes Wesen zäh festgehalten hat.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Es sind treuherzige, kernige Menschen, die dem Fußwandrer freundlich entgegenkommen und z. B. auch als Begleiter zu einem längern Wege gern bereit sind, wenn man um Auskunft fragt. Eine kleine Schwierigkeit, die sich der Landbevölkerung gegenüber anfangs ergibt, der stark ausgesprochne Dialekt, ist schnell überwunden; der Norddeutsche wird dort überall verstanden, aber er wird sich auch selbst bald an die dortige Ausdrucksweise gewöhnen Das Eigentümliche des Dialekts liegt in dem breit betonten „scht" statt st, der häufigen Endsilbe „le" und der Aussprache der Doppellaute, besonders des „ei," was vielfach wie oi oder oa klingt. Für die frische Ursprünglichkeit der Einwohner bezeichnend sind manche Redewendungen, besonders solche, die sich an die Naturbeobachtung anschließen, sowie daß man manche Sprichwörter noch im Volksmunde findet, die man sonst nur in Büchern liest, z. B.: Mir ist so wohl, als wie dem Spatz im Hanfsamen. Für einen unverhofften Glücksfall braucht man wohl überall das derbe Wort: Ein gefundnes Fressen, was man auch hier hört; daneben wird der Ausdruck gebraucht: A g'mähts Wiesle, in dem Sinne, daß man eine beabsichtigte Arbeit schon getan oder gegen Erwarten leicht beendet findet. Sehr drastisch war auch die Antwort eines Bauern auf die Frage, wie es denn im Winter auf der Alb sei, nämlich: So kalt, daß einem 's Vater unser im Maul g'friert. Anmutend klingt der Gruß: Grüß Gott! der einem überall, besonders von der Jugend zugerufen wird.

Die Volkstracht verschwindet leider auch hier, wie wohl meist in Deutschland, mehr und mehr; doch sieht man sie noch an einzelnen Stellen, so z. B. zwischen Reutlingen und Tübingen, wo sie den hohen schlanken Mädchengestalten sehr gut steht. Man kann überhaupt die Beobachtung machen, daß es ein schöner Menschenschlag ist, der diese schwäbischen Gaue bewohnt; und zwar ist es eine Eigentümlichkeit, daß der weibliche Teil meist hochgewachsen ist, die Männer dagegen mehr von gedrungner Gestalt sind, während z. B. in dem angrenzenden Schwarzwald das Verhältnis umgekehrt ist. Wenn man mit den Männern ins Gespräch kommt, muß es einem auffallen, wie richtige und vernünftige Ansichten über öffentliche Angelegenheiten, besonders auch in nationalen Fragen, man meist zu hören bekommt; es mag einerseits eine Folge der Volksschule sein, deren Leistungen sich auch in der sehr geringen Zahl der Analphabeten zeigen, andrerseits zeugt es doch auch von eignem Nachdenken. Das Bild verschiebt sich allerdings ein wenig, wenn dabei mehrere zugegen sind. Da muß man die Erfahrung machen, die man ja in allen demokratischen Ländern macht, daß der Einzelne vor allem Wert darauf legt, mit dem, was als allgemeine Meinung gilt, nicht in Widerspruch zu stehn. Denn demokratisch, aber meist im guten Sinne des Wortes, ist man dort offenbar fast durchweg; und der Geist, der sich gerade in diesen Gegenden im Bauernkriege so stark geltend machte, ist auch jetzt noch dort rege, mag man ihn Opposition und Neigung zur Kritik oder Freiheitsdrang und Nackensteifheit nennen.

Daneben herrscht aber eine große Anhänglichkeit an das Altgewohnte und Altbewährte, und das gibt dem demokratischen Geiste ein gewisses Gegengewicht. Wenn dies von allen Bewohnern der Alb, die zweifellos ein einheitlicher Volksstamm sind, gleichmäßig gilt, so zeigen sich daneben in den einzelnen Landstrichen doch sehr starke Verschiedenheiten. Zunächst machen sich diese

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bemerkbar zwischen den Bewohnern der obern Alb, des sogenannten Oberlandes, und der Niederungen, des sogenannten Unterlandes; es scheint fast, als ob die rauhe Natur, die auf der Alb auch die Bäume in ihrer vollen Entwicklung hindert, ebenso auf die Menschen einwirke, die kleiner, weniger gesund und lebensfreudig aussehen als unten im Flachland. Mehr aber hat zu diesen Unterschieden die Buntscheckigkeit beigetragen, die hier die Landkarte noch vor hundert Jahren zeigte, besonders wo sie mit dem Unterschiede der Konfession Hand in Hand ging. So knüpfen z. B. die früher österreichischen Besitzungen hier im Westen und die sich daran anlehnenden kleinen Gebiete noch jetzt in ihrer ganzen Denkungsart vielfach an die vergangne Zeit an und unterscheiden sich dadurch von den altwürttembergischen in manchen Beziehungen. Dadurch treten denn auch an einigen Orten die Gegensätze zwischen den Konfessionen stärker hervor; es ist ja noch gar nicht lange her, daß sie sich dort schon im Anzug öffentlich unterschieden, indem die Evangelischen für die Farbe der Strümpfe und die eigentümliche Kopfhaube der Frauen schwarz, die Katholischen dagegen blau wählten. Man kann im Gespräch mit ältern Leuten die Entwicklung, den der nationale Gedanke hier genommen hat, noch deutlich verfolgen. Danach haben die napoleonischen Erinnerungen und der Gegensatz zwischen Süddeutschen und Norddeutschen, wie sie z. B. in der aus dem Ende der zwanziger Jahre stammenden Novelle von W. Hauff: Das Bild des Kaisers, erscheinen, hier noch lange nachgewirkt. Nach dem Kriege von 1866 konnte man in Württemberg in den verschiedensten Kreisen des Volks die Ansicht aussprechen hören, daß man die Niederlage in Verbindung mit den Franzosen „wett machen" werde. So schlimm war das nun freilich nicht gemeint, aber es hat doch noch 1868 im ersten deutschen Zollparlament ein württembergischer Abgeordneter darauf hingewiesen, daß die Franzosen einen Anschluß des Südens an Norddeutschland gewaltsam verhindern würden. Darin hat sich nun, und zwar im Sinne des nationalen Zusammenschlusses, eine große Änderung vollzogen, wie sie einem auf Schritt und Tritt sichtbar wird, und sich z. B. auch jüngst bei den Verhandlungen über die Einheitsmarke der Postverwaltung im württembergischen Landtage gespiegelt hat. Immerhin bleiben auch jetzt noch, und zwar nicht bloß in katholischen Bezirken, gewisse großdeutsche Wünsche und Sympathien lebendig; aber sie sind nicht mehr schädlich.

Von besonderm Interesse ist es, die Wandlungen zu verfolgen, die dabei zwischen den angrenzenden Teilen von Württemberg und Hohenzollern vor sich gegangen sind. Zwischen beiden hat lange Zeit ein starker Gegensatz bestanden, der schon bei der Zerstörung der Burg im Jahre 1423 zutage trat, wie es ja überhaupt in Deutschland nicht selten war, daß man für das große gemeinsame Vaterland schwärmte, sich aber mit dem nächsten Nachbar sehr schlecht vertrug. Dadurch sind denn allmählich Unterschiede entstanden, die auch jetzt noch zwischen den beiden Bevölkerungen, die doch einem Volksstamm angehören, deutlich hervortreten, und zwar mehr an der nördlichen als an der südlichen Grenze. Hierzu trägt auch mehrfach der Unterschied der Konfession bei, indem Hohenzollern durchweg katholisch, Altwürttemberg aber meist protestantisch ist. Auch der Fußwandrer kann in den Grenzdörfern die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bemerkung machen, daß die Leute in Hohenzollern meist etwas entgegenkommender und lebensfreudiger, in Württemberg etwas nüchterner, aber auch praktischer sind und deshalb zum Teil besser vorwärts kommen. Als Hohenzollern 1850 in preußische Verwaltung überging, glaubte man vielfach, es würde, gewissermaßen als eine Mainbrücke, zwischen Nord- und Süddeutschland wirken. Diese Erwartung, auf der einen Seite könnte man es Hoffnung, auf der andern Furcht nennen, hat sich nicht verwirklicht; und zwar deshalb, weil dafür Hohenzollern zu klein war, es hat im ganzen nur 66000 Einwohner. Vor allem fehlte eine größere Stadt, in der sich ein regeres, geistiges Leben und eine Presse hätten entfalten können, die dann eine Wirkung auf weitere Kreise auszuüben vermocht hätten; es sind überhaupt nur zwei Städte vorhanden, die beiden ehemaligen Residenzen Hechingen und Sigmaringen, die nur je 4000 Einwohner haben. Die Bewohner von Hohenzollern haben damals den Übergang an Preußen ohne Begeisterung aber auch ohne Widerspruch hingenommen; sie hatten im Jahre 1848 auch ihr Revolutiönle gehabt, das sich in Hechingen mehr als in dem besser verwalteten Sigmaringen geltend machte, und das den Gedanken des Zusammenschlusses zum großen Ganzen wachgerufen, andrerseits das Verhältnis zu den eignen Herrschern etwas getrübt hatte. Für die Stimmung damals ist die Antwort bezeichnend — sie wird einem noch jetzt erzählt —, die der Vogt, das ist der Bürgermeister, einer Landgemeinde dem ersten preußischen Regierungspräsidenten bei dessen Rundreise auf die Frage gab, ob sie auch gern preußisch geworden seien: Jo freili, aber denne Württemberger, denne verflixte, hätte mers au gonnt (hätten wirs auch gegönnt).

Im Jahre 1859 und sogar 1866, wo doch die Landessöhne gegen Österreich zu Felde zogen, war die Stimmung in Hohenzollern meist großdeutsch und deshalb für Österreich. Dies änderte sich aber, als Württemberg Hohenzollern militärisch besetzte und es zu annektieren Lust zeigte; das ging den Hohenzollern denn doch über den Spaß, und so bewirkte nach dem Kriege das Bewußtsein, gerade Württemberg gegenüber auf der siegreichen Seite zu stehn, einen entschiednen Umschwung, der dann auch deutlich bei der Einweihung der Zollernburg im Jahre 1867 zum Ausdruck kam, wo dem König Wilhelm eine wirkliche und aufrichtige Begeisterung entgegengebracht wurde. Noch größer waren die Folgen der Jahre 1870 und 1871, besonders auch in dem Verhältnis zu Württemberg. Bis dahin hatte an manchen Orten der Grenze eine solche Gegnerschaft bestanden, daß z. B. Heiraten zwischen beiden Ländern sehr selten waren — ein Mädchen, das mit einem Burschen jenseits der Grenze ging, wurde in ihrem Dorfe unmöglich —; auch die Handelsbeziehungen wurden möglichst eingeschränkt, obgleich das bei der unregelmäßigen Form der Grenze, wobei mehrfach schmale Landzungen des einen Gebiets in das andre hineinragen, mit manchen Unbequemlichkeiten verknüpft war. Der Umschwung vollzog sich aus dem innersten Volksempfinden heraus; in die Wege geleitet wurde er besonders durch die Kriegervereine, die hier wie überall, wo sie sich vom eigentlichen Parteitreiben fern halten und nur national wirken wollen, einen sehr günstigen Einfluß ausgeübt haben. Die jungen Männer, die im

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kriege zusammen im Felde gestanden hatten, tauschten zuerst an den Erinnerungstagen gegenseitig Besuche aus, und daraus hat sich in verhältnismäßig kurzer Zeit das jetzt bestehende gute freundnachbarliche Verhältnis entwickelt. Das zeigt sich z. B. auch darin, daß, während früher die Burg Hohenzollern von Württemberg aus eher gemieden wurde, sie nunmehr gerade von dort sehr zahlreich besucht wird.

So ist es denn neben den Eindrücken der schönen Natur eines der angenehmsten Ergebnisse, die man von solchen schwäbischen Wanderungen mitbringt, daß man dabei beobachten kann, wie sogar in kleinen abgelegnen Orten der nationale Gedanke, das Gefühl und das Verständnis für die Gemeinsamkeit der Interessen kräftig Wurzel geschlagen haben, und wir so trotz der politischen Fehler vieler Jahrhunderte doch auf dem Wege sind, durch das neue Reich eine wirkliche Nation, ein großes, einiges Volk zu werden.

Das wundertätige Schlangenkraut in Mythen, Sagen und Märchen

Die Lebensbedingungen aller Menschen sind im wesentlichen gleich. Jahrtausende, Abstammung und klimatische Einflüsse können wohl Sitten und Anschauungen, aber niemals die Grundbedingungen ändern, unter denen sich das Leben abspielt. Die Triebe, die in den Menschen gelegt sind, bleiben dieselben ebenso wie die Tätigkeit der Phantasie. Liebe und Haß und alle Regungen der Seele sind noch heute das treibende Element im Leben der Menschen wie vor Tausenden von Jahren und zeugen laut von der Einheit des Menschengeschlechts. Alle diese Regungen finden ihr treues Abbild in Mythen, Sagen, Märchen und in jeder Richtung der Poesie. Die Phantasie der Völker ist die frische Quelle, der dieser Schatz entströmt, darum finden wir trotz der Verschiedenheit des Himmelsstrichs und der Zeiten bei verschiednen Völkern merkwürdig ähnliche Gebilde, und doch sind sie, obwohl durch Ort und Zeit getrennt, aus eigner Kraft emporgewachsen; die Phantasie war ihre Mutter, unter derselben Sonne gediehn sie, verlockend schön oder einfach, düster und wild oder heiter und lieblich. An der Wahrheit dieses Satzes wird nichts geändert, wenn man auch zugeben muß, daß einzelne Züge in den Mythen, Sagen und Märchen als gemeinsames Erbgut mit den Völkern aus ihren Stammsitzen in alle Welt hinaus wanderten, dann verschwanden und zuweilen erst nach Jahrhunderten wieder auftauchten, gefärbt nach dem Boden, auf dem sie Wurzel schlugen.

Die Phantasie der Völker hat sich kaum mit einem andern Tiere so lebhaft beschäftigt wie mit der Schlange. Fast alle Völker sahen in ihr das Bild eines rätselhaften und geheimnisvollen Geschöpfes, die Verkörperung eines dämonischen und unheimlichen Wesens. Deshalb war der Volksglaube von jeher bemüht, die Schrecken und die Wunder ihrer Erscheinung ins ungemessene auszuschmücken. Bei den alten Griechen stellten die Schlangen ursprünglich unterirdische Gottheiten dar. Später sah man in ihnen die Seelen der abgeschiednen Heroen und glaubte, daß die Toten durch ihre Verwandlung in Schlangengestalt zu den Seligen entrückt würden. So wurden Kadmos und Harmonia, nachdem sie in Illyrien Herrscher geworden waren, zuletzt von Zeus in Schlangen verwandelt und nach dem Elysion

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG